

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Auf der Treppe begegnete er Frau von Ruhl, welche der Dame vom Hause einen Besuch gemacht hatte; er mußte sie nothgedrungen hinab und an ihren Wagen begleiten, der vor der Thür hielt. Sie sprach nach der Begrüßung von gleichgiltigen Dingen, ihre eintönige Stimme war ihm noch nie so fatal gewesen; ihm fiel wieder ein, was der Minister von ihren Intriguen in Bezug auf den jungen Prinzen Westerheim gesprochen hatte und er fragte mit einer gewissen Befremdung, warum ihre Nichte sie nicht begleitet habe.

„Nun, Excellenz, ich fordere von ihr nicht, daß sie mein Schatten sei,“ erwiderte die kleine Frau. „Irene ist aber heute wirklich unwohl.“

„Unwohl! Das thut mir leid! Sie wird also auch morgen nicht hier erscheinen?“

„Auch?“ wiederholte Frau von Ruhl, welcher dies betonte Wort auffiel. „Wen meinen Excellenz noch?“

Es brannte ihm auf der Zunge, ihr den Namen des Prinzen in den Bart zu werfen, aber das wäre doch zu stark gewesen und er zog sich durch eine allgemeine Redensart, daß mehrere seiner Bekannten nicht erscheinen würden, aus seiner Angriffsposition, wie er

es nannte, zurück, ziemlich ungeschickt allerdings, so daß ihr das Gefühl einer Stichelei blieb. — Das Gespräch, das sie eben mit Frau von Zellenstein gehabt, hatte sie empfindlich gemacht. Sie sagte jedoch nichts und nur in dem Blicke ihres steinharten Auges, mit welchem sie, als er ihr in den Wagen half, ihm dankte, hätte er eine feindselige Frage lesen können, wenn er zu solchen Beobachtungen fähig gewesen wäre.

Irene war in der That leidend; ein heftiges Kopfweh, das sie gestern schon befallen hatte, war dem Arzte heute, als es noch nicht gewichen war, so bedenklich erschienen, daß er gerathen hatte die letzten Feste des Carnevals sich zu versagen. Er kannte freilich die Quelle dieses Kopfwehs nicht; wenn er sie auch in einer Gemüthsbewegung suchte, so konnte er nicht ahnen, daß die nächste und einzige Verwandte des jungen, lebenswürdigen Mädchens die Schuld davon trug. Aber sein Rath hatte wenigstens Irenens Herzenswunsch getroffen und da Frau von Ruhl mittlerweile eine Nachricht erhalten, nach welcher sie kein Interesse mehr hatte, Irene in dieser Saison noch einmal tanzen zu sehen, so war sie ganz damit einverstanden gewesen und hatte eben heute bei einem gelegentlichen Besuche ihre Nichte gegen Frau von Zellenstein entschuldigt. Nun hatte sie aber das „Auch“ des alten Landsknechts, wie sie den General Proß nannte, wie ein Wespenstich getroffen; daß er damit eine boshafte Anspielung gemacht, schien ihr nach ihrer eigenen Denkungsweise außer allem Zweifel — sollte sie durchschaut worden sein? War es so weit mit ihr gekommen, daß sie nicht mehr mit

verdeckten Karten spielen konnte? Sie mußte sich in ihrem Eifer arg vor der Welt verrathen haben, wenn die Kunde von ihrem Fiasko bis zu dem alten Landsknecht gedrungen war. Dieser feierte nun vielleicht gar eine Art Triumph in Gedanken an seinen Neffen, den Niemand kannte, und der zu jenem Fiasko den Ausschlag gegeben hatte, als ihr Spiel noch zu gewinnen stand! Durch solche Möglichkeiten, aus denen sie sich in gewohnter Weise ein zusammenhängendes Gewebe spann, wurde sie in eine sehr gereizte Stimmung versetzt und es war nahe daran, daß sie sich gelobte, ihre Hand ganz von dem undankbaren Kinde abzuziehen, dem sie das glänzendste Loos geboten hatte, so nahe, daß Irene nur hätte zugreifen dürfen — statt einer phantastischen, wahrhaft kindischen Anwandlung nachzugeben und sich ihr Glück zu verschmerzen. Daß es verschert war, hatte ihr das Benehmen des Prinzen, als er an ihrem Hause vorüberfuhr, deutlich genug gesagt; daß sie dadurch aber zum Gespött der Welt geworden, war ihr bis heute unbekannt geblieben und sie mußte etwas thun, um dasselbe siegreich zu widerlegen. Wenn sie jetzt nicht mehr in den großen Zirkeln erschien, weder beim Minister Zellenstein, noch auf dem Hofballe, so gab sie den bösen Zungen Recht: hätte sie vor ihrer heutigen Visite die maliciöse Anspielung des alten Landsknechts gehört, so würde sie nicht entfernt daran gedacht haben, sich für die Assemblée mit dem Kopfweh ihrer Nichte zu entschuldigen, diese hätte um jeden Preis hingehen müssen und wenn sie ihr Leiden bis zur gefährlichsten Krankheit verschlimmert hätte. Auch jetzt mußte die Entschuldigung zurückgenommen werden: Irene konnte ja bis morgen gesund sein; und wie sie Frau von Zellenstein kannte, war es ihr eine Freude, wenn sie die junge Dame, deren Thron als Königin aller Feste bisher noch unbestritten geblieben war, bei sich sah. Frau von Ruhl trat mit bitterbösen Augen in ihr Haus. Im Flur erblickte sie einen fremden Diener in unbekannter, etwas auffälliger Livree, der einen kostbaren Damenpelz über dem Arme hielt.

„Wer ist hier?“ fragte sie mit der Autorität der Frau vom Hause.

„Comtesse von Hohenwehr,“ gab der Diener, schnell den Hut ziehend, Bescheid.

Diana, die Freundin aus dem Pensionsstift! Das Ideal der Mädchenfreundschaft, für welches Irene bis zur Vergötterung schwärmte! Sie war also hier, sie hatte Irene sogleich aufgesucht und Frau von Ruhl sollte sie endlich kennen lernen, um sich zu überzeugen, ob wirklich, wie sie der Nichte in übler Laune prophe-

zeit hatte, Irene's Rolle im Salon nun ausgespielt sei. Ohne Zeit zu verlieren, begab sie sich nur in ihr Zimmer, um Mantel und Hut abzulegen, dann ging sie zu ihrer Nichte, wo sie die Freundinnen in ihrem süßen Geplauder unterbrechen wollte. Aber sie kam schon zu spät. Diana war bereits aufgebrochen, sie konnte ihren leichten Schritt, ihr rauschendes Kleid noch auf der Treppe hören und Irene kam der Tante mit strahlendem Gesicht entgegen: jede Spur eines Leidens war verschwunden.

„Weißt Du, wer bei mir gewesen ist?“ rief sie, als Frau von Ruhl eintrat.

„Wenn ich es nicht wüßte, würde ich es in Deiner Berklärung lesen,“ antwortete die Tante. „Du hast den rechten Arzt und den wahren Balsam für Deine Migräne gefunden.“

„Ja, Tante Ruhl!“ bestätigte Irene, indem sie die Hand auf das Herz legte, als ob dort der Sitz ihres Leidens zu suchen sei: das Auge der Tante bemerkte diese Bewegung und ein ironisches Lächeln zuckte um ihren scharf eingezogenen Mund. — „Ich fühle mich so wohl, daß ich bereue, Dich zu der heutigen Fahrt bewogen zu haben: wenn es nicht inconsequent wäre und unschicklich wohl auch, so würde ich glühend wünschen, es ungeschehen zu machen.“

„Was sprichst Du von Consequenz, die Du selbst wie ein fliegender Herbstfaden auf dem Felde vom leichtesten Winde in jede beliebige Richtung geweht wirst!“ entgegnete Frau von Ruhl. „Du hast also wirklich Lust, bei Zellensteins Deine Sonne, wie Du poetisch sagtest, aufgehen und alle Sterne, Dich eingeschlossen, vor ihr erbleichen zu sehen?“

„Ja, Tante Ruhl! Ich würde mich freuen!“ erwiderte Irene.

Die Tante setzte sich und sah die Nichte scharf an, mit einem jener Blicke, welche ihr das Blut in die Wangen jagten — nicht aus Befangenheit, sondern vor Unwillen, den sie doch nicht zu äußern wagte. — „Es sei!“ sprach die Tante dann kalt und herb. „Du weißt, ich gönne Dir gern eine Freude und wenn es Dir Freude macht in den Schatten gestellt zu werden, will ich Dir dazu verhelfen. — Wann ist denn Deine Sonne angekommen? Frau von Zellenstein schien noch nichts davon zu wissen, wenigstens erwähnte sie ihrer Cousine mit keinem Worte.“

„Gestern Abend schon; die Gräfin wollte ihren ersten Besuch bei ihren Verwandten allein machen und Diana ist während dieser Zeit zu mir gekommen. Aber liebe Tante,“ setzte sie bittend hinzu, „sprich von ihr

nicht in diesem spöttischen Tone: Du kränkst mich dadurch und sie verdient ihn nicht, wie Du Dich bald überzeugen wirst.“

„Ein noli me tangere also! Gut, ich werde mich danach richten. — Hat sie Dir viel Interessantes erzählt? Natürlich werden die Reminiscenzen aus der Pension die erste Stunde eures Zusammenseins ausgefüllt haben, dann aber werden doch auch Herzensangelegenheiten zur Sprache gekommen sein — wie?“

„Ganz gewiß, Tante Kuhl!“ erwiderte Irene, von Neuem und aus demselben Grunde wie vorher erröthend. „Herzensangelegenheiten von uns Beiden — da unsere Herzen untrennbar für Zeit und Ewigkeit verbunden sind.“

„Das ist ein kühnes Wort, mein Kind!“ sagte die Tante frostig. „Ich muß mir Deine Naivetät schon gefallen lassen. Du bist also vollständig genesen und willst morgen, um praktisch zu reden, wieder tanzen? Nun, ich werde die Inconsequenz auf mich nehmen — Unschicklichkeiten dann zu vermeiden, ist Deine Sache. Es haben mehrere der geladenen Gäste dort abgesetzt, auch Prinz Egon.“

Diese hingeworfene Bemerkung, deren Sinn doch Irene nur zu wohl verstand, machte auf sie einen Eindruck, welchen Frau von Kuhl nicht übersah. Das junge Mädchen hatte nicht gelernt — noch immer nicht! — die Regungen ihres Herzens zu verbergen und es stimmte ihre Tante feindlicher als je, daß Irene bei der Nachricht, daß sie dem Prinzen wirklich nicht im Hause des Ministers begegnen werde, so zufrieden aufblickte. Doch sagte sie kein Wort, sondern schrieb vielmehr gleich ein Billet an Frau von Zellenstein, in welchem sie mit der vollen Gewandtheit einer Dame von Welt den Wunsch ihrer Nichte erfüllte.

Der Minister war gerade im Zimmer seiner Gemahlin anwesend, als dies Billet ihr übergeben wurde. Sie las es und sagte lächelnd, indem sie ihrem Gemahl den Inhalt mittheilte: „Das ist mir sehr lieb! — Sieht es aber nicht wie eine Verabredung aus? Beide sagen ab, Beide melden sich wieder an! Man sollte denken, die jungen Leute ständen doch so mit einander, wie es die sorgliche Kuhl wünscht, und es habe nur ein kleiner Zwist stattgefunden?“

„Das zu durchschauen, überlasse ich Deinem Frauennurtheil,“ erwiderte der Minister. „Ich kenne den jungen Mann auch zu wenig, um zu wissen, ob es für das herzige Mädchen ein Glück sein würde, wenn die Wünsche ihrer Tante, an denen ich nicht

zweifle, in Erfüllung gingen. Nach unserm Abende wirst Du mir vielleicht mehr darüber sagen können.“

Prinz Egon hatte wirklich um die Erlaubniß gebeten, da seine Anwesenheit sich unerwartet noch verlängert habe, bei der Soiree des Ministers erscheinen zu dürfen. Er war seinen frühern Entschlüssen völlig untreu geworden und entschuldigte es damit bei sich selbst, daß es die beste oder vielmehr die einzige Gelegenheit sein werde, die Gräfin Hohenwehr kennen zu lernen, da er sie doch nicht füglich in ihrer Wohnung aufsuchen und sich ihr als einst designirten Stiefsohn vorstellen konnte. Einen Moment hatte er im fürstlichen Selbstbewußtsein diese Idee gehabt, sie aber bald wieder aufgegeben, weil er sich dadurch auf ein ganz unbekanntes und gefährliches Terrain gewagt haben würde, wo vielleicht seine ganze Sicherheit des Benehmens, deren er sich sonst rühmte, zu Schanden geworden wäre. Der einzige Grund, der ihn zu der Wiederanmeldung bei Frau von Zellenstein bestimmte, war es jedoch nicht; er mußte sich eingestehen, daß ein anderer Gedanke ihn dabei gleich stark beherrscht hatte und es war eine gewisse Beschämung über ihn gekommen, die er nur durch den trotzigen Vorsatz bekämpfte, mit der sichtbarsten Gleichgiltigkeit im Gegensatz zu seiner frühern Huldigung, die er fruchtlos verschwendet hatte, aufzutreten. Dadurch allein konnte seinem Stolze Genugthuung werden.

Die Stunde der Prüfung kam. Prinz Egon, ehe er dem Jäger, der harrend an der Thür stand, zum Wagen folgte, trat noch einmal vor den Spiegel, um eine militärische Musterung über sich selbst zu halten. So schön wie sein Vater nach der Aeußerung der Gräfin Hohenwehr noch im Alter gewesen, war er nicht, dazu fehlte ihm noch die imposante Männlichkeit, er war ein aufgeschossener Jüngling von neunzehn Jahren mit einem feinen Gesicht, dem der erste blonde Flaum, mit welchem sich noch nichts anfangen ließ, um die Lippen sproßte; nur die überaus lebhaften Augen, welche in gewöhnlicher Stimmung einen muthwilligen, für reine Frauen nicht ganz wohlthuenden Blick hatten, gaben diesen noch wenig entwickelten Zügen Bedeutung. Eine solche wurde aber der Person des jungen Mannes durch den Ordensstern beigelegt, der auf seiner Brust funkelte: es war der Stern des Hausordens einer der kleinen Fürstengeschlechter Deutschlands, — in neuester Zeit sind ja von verschiedener Seite solche Decorationen, meist recht geschmackvolle, gestiftet worden. Die Söhne der mediatisirten Reichsunmittelbaren werden vorzüglich damit bedacht, um sie nicht in der Schaar

ihrer Altersgenossen unbeachtet verschwinden zu lassen. Prinz Egon trug den Stern, der ihn bei seiner Jugend als einen Fürstlichgeborenen bezeichnete, auf den breiten rothen Rabatten seiner grünen Ullanka, oder wie sie dort eigentlich officiell heißt: Kurka, obgleich sie mehr polnisch, als kurisch ist; die goldenen Fangschnüre, die Epaulettes mit dicken goldenen Raupen, wie sie in andern Armeen nur von Generalen getragen werden, die weiße Czapka mit dem Kofschweif — schimmernde, stattliche Zierden, um die schlanke Gestalt des jugendlichen Rittmeisters ins Auge fallen zu lassen, so daß sie keinen Vergleich mit Andern scheuen durfte. Und dennoch! rief eine schadenfrohe Stimme von Außen in Egon's Ohr. Er wandte sich rasch vom Spiegel ab.

„Vorwärts!“ herrschte er im Tone des Commandos dem alten Frieder zu, der ihn unverwandt betrachtet hatte.

Die Anfahrt vor dem Hôtel des Ministers war noch im vollen Gange, der Wagen des Prinzen mußte sich der allmählig vorrückenden Reihe anschließen, da er nicht zu den einzig Bevorzugten des Hofes gehörte. Endlich konnte Egon aussteigen, er eilte die prächtige, mit Decken belegte, mit schönen Gewächsen besetzte Treppe hinauf, bis zum ersten Absatz gefolgt von seinem Jäger, der ihm den Mantel abnehmen sollte. Zwei Damen gingen unmittelbar vor ihm, die eine wandte sich um, faßte aber nicht ihn in das Auge, sondern den alten Frieder und wenn sie ihn auch nicht grüßte, wie es wohl unpassend gewesen wäre, konnte er doch in ihrem Blicke lesen, daß sie ihn erkannt hatte. Der Prinz bemerkte das nicht, er hatte überhaupt die Damen vor ihm nicht beachtet, da er hinter sich eine Stimme vernommen, die sein Blut, das ohnehin schon erregt durch die Andern fluthete, in raschere Wallung gesetzt hatte. Es war nicht etwa süßer Wohlklang, der ihm zum Herzen gedrungen, es war ein metallloses, ödes Organ, das eintönig, aber unabweisbar vernehmlich sich hören ließ im Gespräch mit einem männlichen Begleiter und wie sich der Prinz, welcher diese Stimme nur zu wohl kannte, unsah, bemerkte er einige Stufen zurück Frau von Ruhl mit ihrer Nichte neben dem General Proß, der zufällig mit ihnen zusammengetroffen war. Wohl hatte er dasselbe Gefühl wie sonst, wenn er Ireuen sah, aber er nahm die Gunst des Zufalls, die ihm geboten wurde, nicht wahr — ob auch mit bebendem Herzen bezwang er sich, grüßte nur die Damen, welche ihn nicht übersehen konnten, mit kalter Neigung über die Gruppe hinweg, die zwischen ihm und ihnen die Treppe hinaufstieg und setzte seinen

Weg fort. Darüber hatte er den Moment versäumt, in welchem sein Frieder die Aufmerksamkeit der schönen Frau, unmittelbar vor ihm, erregt hatte.

Der Alte mußte nun auf dem breiten Absatz, wo schon viele Diener standen, zurückbleiben, er nahm seinem Herrn den weißen Reitermantel ab und enthüllte damit den vollen Glanz der Uniform, welche selbst in diesen Räumen noch Wohlgefallen erregte.

„Durchlaucht!“ flüsterte Frieder dabei. „Sie ist hier.“

Ein flammender Zornblick strafte die unerhörte Frechheit, deren sich der Alte, verwöhnt wie er war, getraute. „Ich werde ihn von mir entfernen, er mag Kastellan in Rhama werden,“ sagte Prinz Egon im Weiterschreiten für sich. „Es wird Zeit, daß ich die Kinderfrau los werde.“ Er hatte aber nicht verstanden, wen der Alte gemeint.

„Ist das Ihr Ernst, gnädige Frau?“ fragte der General Proß ganz verwundert über eine völlig verkehrte Antwort, welche ihm Frau von Ruhl auf eine Frage gegeben hatte. Sie hatte dieselbe kaum gehört und nicht verstanden, so zerstreut war sie gewesen, völlig benommen durch die unerwartete Erscheinung des Prinzen, den sie schon fern geglaubt, noch mehr aber durch sein auffallendes Betragen, welches ihre Wahrnehmung beim neulichen Vorüberfahren nur zu wohl bestätigte. Er hatte gebrochen mit seiner frühern Neigung. Die Basstimme des Generals brachte aber die Dame schnell zur Besinnung, sie schämte sich ihrer Zerstretheit und suchte sie wieder gut zu machen. Irene konnte über sie lächeln! Empörender Leichtsin in diesem über ihre Zukunft entscheidenden Augenblicke!

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Eine fatale Ueberraschung.) Vor ganz kurzem verheiratete ein reicher Grundbesitzer in einer kleinen Stadt des Departements Saône-et-Loire seine Tochter, ein sehr hübsches und wohlgezogenes Mädchen, deren Aeußeres Nichts zu wünschen übrig ließ, als daß sie ein ganz klein wenig hinkte. Doch bemerkte man diesen geringen Mangel kaum, den die junge Dame so geschickt zu bemänteln wußte, daß er eigentlich wie bei Mademoiselle de Cavallière, der schönen Geliebten Ludwig XIV., nur einen pikanteren Reiz mehr bildete.

Nach der Trauung saß die ganze Familie gegen Abend bei

einem äußerst brillanten Diner, man war sehr vergnügt und Scherze flogen herüber und hinüber, während die Champagnerpfropfen knallten und die Gläser aneinander klangen. Beim Dessert wurde ein kleiner Bette des Bräutigams so kühn und unternehmungslustig, daß er heimlich unter den Tisch kroch, um nach dem altherkömmlichen Gebrauch das Strumpfsband der Braut zu rauben, was diese alsdann gewöhnlich theuer auslösen muß. Der Knabe kam gleich darauf wieder zum Vorschein, schien jedoch gar nicht mehr so übermüthig gelaunt zu sein wie vorher, sondern verhielt sich ziemlich schweigsam und nachdenklich. Nach Beendigung des Diners und während man im Salon den Kaffee trank, kam der kleine Bette plötzlich aus seiner Ecke hervor, näherte sich dem Bräutigam, zog diesen beiseits und flüsterte ihm angelegentlich etwas in die Ohren, worauf der junge Mann anfangs erschrocken zurückfuhr und ungläubig den Kopf schüttelte, dann aber doch nach einem weiteren eifrigen Flüstern von Seiten des Knaben auf seinen Schwiegervater zusüßte und diesen auf die Gartenterrasse führte.

„Mein Herr,“ sagte er zu ihm, „Sie haben mich betrogen.“

„Wie meinen Sie das, Herr Sohn?“

„Ihre Tochter hat ein hölzernes Bein.“

„Um Gotteswillen, schweigen Sie doch darüber!“

„Es ist unwürdig, mich so zu hintergehen.“

„Ich hatte nicht gewagt, Ihnen dieses traurige Factum mitzutheilen, aber um Sie zu beschwichtigen . . .“

„Ich lasse mich durch nichts beschwichtigen.“

„Machen Sie weiter kein Standa über die Sache und ich gebe Ihnen noch 20,000 Francs mehr Mergel als zwischen uns ausgemacht war.“

Das war schon ein hübsches Schmerzensgeld und der Bräutigam hätte zur Noth darin wohl einen kleinen Trost finden können. Unzählige Andere würden an seiner Stelle ein Auge oder gar beide Augen über diese Unvollkommenheit zugedrückt haben und hätten, um ihren Schmerz zu beruhigen, ihrer Frau vielleicht ein neues Bein aus Rosenholz mit Polysander eingelegt machen lassen. Aber leider wollte unser junger Ehemann nichts von derartigen Trostgründen wissen, er riß sich aus den Armen seines Schwiegervaters, der ihn mit Gewalt festzuhalten suchte, los, und stürmte davon, ohne auf weiteres gütliches Zureden zu hören. Er lief geradenwegs zu einem Advolaten, dem er sein Mißgeschick mittheilte und welcher bald darauf ein Gesuch einreichte, wodurch die Heirath für null und nichtig erklärt werden sollte. —

F.

(Ein wohlverborgener Schatz.) Eine Bauersfrau in einem französischen Dorfe hatte verschiedene Fälle erzählen hören, wo Diebe die Zeit benutzt hatten, in welcher die Leute in der Kirche waren, und da sie am Weihnachtsabend doch gar zu gern der Witternachtsmesse beiwohnen wollte, sann sie lange nach, wohin sie ihre Ersparnisse inzwischen ganz sicher verbergen könne, bis ihr endlich die Idee kam, ihren Schatz, der in achtzehn Zwanzigfrankstücken bestand, auf den Boden eines Gefäßes zu legen, aus dem die Schweine immer gefüttert wurden und oben darauf die zur Fütterung bestimmten Kartoffeln zu schütten.

Als sie von ihrem Kirchgange zurückgekehrt war und von der Kälte ermüdet des Morgens noch fest schlief, stand ihr Mann auf, um das Vieh zu füttern, gab den beiden Schweinen ihre Kartoffeln zu fressen, und da das eine derselben gleich danach sehr krank zu werden schien, entschloß er sich, es zu schlachten, bevor es stürbe. Er sagte seiner Frau nichts davon, um sie nicht zu erschrecken, tödtete das Thier, aber wer beschreibt das Erstaunen des braven Mannes, als er in dem Magen des todtten Schweines die runde Summe von 300 Francs in blanken Goldstücken entdeckte. Das Märchen von der Henne, die goldene Eier legt, schien hier zur vollen Wahrheit geworden zu sein!

Der Bauer war noch immer ganz außer sich über das seltsame Phänomen, als seine Frau dazu kam und ihm unter vielen Klagen die Lösung des Räthfels gab. Indessen fehlten immer noch drei von den Goldstücken, die das andere Schwein wahrscheinlich mit verzehrt hatte, die ihm aber keinerlei Beschwerden zu verursachen schienen. Es blieb den armen Leuten zuletzt keine andere Wahl, wenn sie ihr Geld wiedererlangen wollten, als auch dieses gute Thier, welches die 60 Francs nur mit seinem Leben wiedergeben wollte, zu opfern. —

F.

(Eine sentimentale Heirath.) In Chicago besuchte vor einiger Zeit eine Dame von ziemlich reifem Alter mit ihrem geliebten Schoßhündchen eine Menagerie, die eben in der Stadt zu sehen war. Sie näherte sich einer Schlange, welche ruhig dalag und zu schlafen schien; als sie aber ganz dicht hingetreten war, entrollte die Schlange plötzlich mit Blitzesschnelle ihre Ringe und packte die eine Pfote des kleinen Hündchens, welches die Dame auf dem Arme trug. Auf das herzerreißende Geschrei der Dame eilte der Wärter herbei, kniepte die Schlange in den Schwanz und bewog dieselbe dadurch, ihre Beute wieder fahren zu lassen. Da warf sich die Herrin des Hundes, hingeworfen von dem aufwallenden Gefühl ihrer unendlichen Dankbarkeit, dem Wärter stürmisch an den Hals, küßte ihn zärtlich und trug ihm ihre Hand und ihr Herz als Belohnung seiner rettenden That an. Der ganz verdugte Mann verlangte in Bezug auf dieses unverhoffte Anerbieten vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, zog Erkundigungen über die Hundebesitzerin ein, ging am nächsten Tage zu ihr, um ihr mitzutheilen, daß er geneigt sei ihren Antrag anzunehmen, und war am selben Abend noch ihr glücklicher Gatte.

Die Dame, seine nunmehrige Gemahlin, war zwar alt, häßlich, zänkisch sowie mit einem unaufhörlichen Katarrh und einem bissigen kleinen Hunde behaftet, aber sie war die Wittve eines Armeelieferanten, was wohl in Betracht zu ziehen war. F.

(Neue Unterhaltung für die Eisenbahreisenden.) Die Eisenbahnreisenden, welche ohnedies schon so unendlich schnell dahinstiegen, daß ihnen oft kaum die Zeit bleibt, ein Gespräch mit ihren Reisegefährten zu führen, sollen durchaus vor jeglichem Anfall von Langeweile bewahrt werden. Nicht blos, daß man sie mit Eisenbahnbibliotheken, Zeitungen und dergleichen zu unterhalten sucht, nein, jetzt hat ein Herr Smarth in London

auch den Versuch gemacht, ein Eisenbahntheater ins Leben zu rufen und dieses Experiment ist ihm bereits auf der Bahnstrecke Manchester-Liverpool vollkommen geglückt. Man denke sich fünf lange Waggons derartig eingerichtet, daß das Ganze einem langen Saale gleicht. Der gewölbte Plafond ist mit Lustres versehen, die ein glänzendes Licht verbreiten, die Seitenwände des Raumes sind anstatt mit Fenstern mit akustischgebauten Holzwänden versehen worden und außerdem eine Menge mechanischer Vorkehrungen getroffen worden, um jedes störende Geräusch soviel als möglich fern zu halten; auf dem Dache befindet sich eine Vertiefung, wo ungefähr sechs Musiker mit ihren Instrumenten Platz haben. Man denke sich ferner eine Bühne in einer Erhöhung von ungefähr sechs Fuß über das Niveau des Waggons, und man hat ein nothdürftiges Bild eines solchen improvisirten Eisenbahntheaters. Die Scenen sind derartig eingerichtet und berechnet, daß mit je einer Station eine Scene beendet ist. Ist in einem Orte eine Viertel- oder halbe Stunde Aufenthalt, so schließt das Stück ab, wann oder einige Minuten bevor man diese Station erreicht. Am 8. December 1863 als Herr Smarth mit seiner aus zwölf Köpfen bestehenden Truppe den ersten Versuch machte, wurde, wie der mit den gelösten Fahrbillets ausgegebene Theaterzettel besagte, das in England sehr populäre Stück: „Die Kunst, eine böse Sieben zu zähmen“ aufgeführt, und erntete außerordentlichen Beifall. Vielleicht wird man nächstens noch das Pfeifen und Pusten der Locomotive durch die Musik Verdi'scher und Rossini'scher Opern übertönen und reisende Sänger und Schauspieler können unterwegs gleich Gastrollen geben. —

f.

(Eine unschuldige Täuschung.) Die liebe Weihnachtszeit hat wohl ihre großen Freuden, aber auch ihre schlimmen Sorgen, besonders für Ehemänner und Familienväter, denn es ist eine Zeit, wo Jeder, der Einen ansieht, die Hand aufhält und etwas haben will und das ist manchmal nicht ganz angenehm, besonders wenn die Taschen leer sind. So ging es vor den Feiertagen auch einem ehemaligen Schauspieler in Wien, Friedrich N., dem die Mäusen den Rücken gekehrt und der nun die „Kette seines Daseins“ damit fortspiunt, musikalisch-deklamatorische Abendgesellschaften und dergleichen zu arrangiren, bald zu diesem, bald zu jenem Zwecke, wobei die Hauptsache jedoch für ihn abfällt. Der arme Mann hat freilich oft seine große Noth damit, wenn dieser Künstler oder jene beliebte Schauspielerin ihm erst zugesagt etwas bei seiner Soirée vorzutragen, dann im letzten Augenblicke von allerlei Capricen geplagt werden und ihm den Pakt kündigen, und was derlei tragische Ereignisse mehr sind, aber es kommen doch oft nach schlimmere Momente für ihn. So saß Herr N. einige Tage vor Weihnachten in seiner Stammkneipe bei seiner gewöhnlichen Abendgesellschaft und machte ein gar trübseeliges Gesicht. Die Gäste, die ihn näher kannten, wußten sofort, wo ihn der Schuh drückte und daß er sich gewiß eben in der echt künstlerhaften Situation befinde, kein Geld zu haben, was bei dem Herannahen der Feiertage stets doppelt bedenklich ist. Einer aus der Gesellschaft sagte zu ihm: „Arrangiren's was, schau'n's, daß a Hetz giebt,

jetzt san a so g'spirrte Log und Sie werden glei a G'schäft machen.“ — „Au Zehner, zwa Zehner-Banknoten gib i her, wenn's wos Ordentlich's z'somstellen, aber die Gallmeyer muß dabei sein,“ bemerkte ein dicker Hausbesitzer, der die beliebte Soubrette Gallmeyer, das enfant gâté der Wiener, noch nicht gesehen hatte, weil ihm die Sperrstige im Theater an der Wien zu eng sind.

Wie eine Eingebung von oben schienen diese Worte dem armen N., der schon gefürchtet hatte, er müsse während der Festtage krumm liegen und dessen Gesicht jetzt ganz verklärt schien, indem er sofort auf den Vorschlag einging. Am nächsten Tage rannte er gleich in die Wohnung des Fräulein Gallmeyer, aber leider fand er dieselbe verreeßt, und nun stürzte er wie ein Verzweifelter in die Wohnung eines der täglichen Tischgenossen, um diesem die Kunde zu bringen, daß er die Bedingung des dicken Hausbesitzers nicht erfüllen könne. Der Andere, durch und durch ein gemüthlicher Wiener Lebemann, lachte laut auf und sagte zu dem unglücklichen Arrangeur: „Schaun's, dös is grad recht, dös gibt a Hauptspäß, der kennt die Gallmeyer gar nicht und Sö werden doch irgendwo eine leichte Person kennen, die dem Alten die Gallmeyer vorzshnackt. Auf solche Art san „die falsche Catalani, die falsche Pepita, die falsche Artot entstanden, wer waf, greift den G'spaß nicht aner von unsere Volksdichter auf und erlangt noch Berühmtheit dadurch.“ Auf diesen tröstlichen Vorschlag ging N. mit erleichtertem Herzen ein und am ersten Weihnachtsfeiertage Abends paradierte vor einer kleinen, aber nach dem Wiener Ausdruck „wohlbespidten“ (reichen) Gesellschaft ein stotteres Frauenzimmerchen als „Elegante Tini“, „Röchin“ und noch in anderen Glanzrollen der Gallmeyer, die sich sehr gut aus der Affaire zu ziehen wußte und einen wahren Beifallssturm bei ihren Zuhörern erregte, von denen namentlich der dicke Hausbesitzer ganz begeisterter Stimmung zu sein schien. Da die Künstlerin alle Geschenke zurückwies, regnete es Banknoten für den armen N., der bei der Sache seinen schönsten Schnitt machte und gegen 300 Gulden einnahm. Nach den Vorträgen hielt die ganze Gesellschaft ein gemüthliches Souper, bei dem der Champagner reichlich floß, und als sich schließlich die vermeintliche Gallmeyer mit burschikosem Grusse empfahl, flogen ihr Handklässe von allen Seiten zu und sie nahm die befriedigtesten Complimente mit auf den Weg. Nach ihrem Ausbruche ging bald die ganze Gesellschaft auseinander.

So weit war Alles ganz prächtig gegangen, aber leider hatte der dicke Hausbesitzer sich bei einem Ausfluge nach Hütteldorf des frühlichen Abends gegen einen Bekannten, einen jener Journalisten, die Alles zu wissen vorgeben, gerühmt, und dieser hatte ihm auf das Entschiedenste die Unmöglichkeit seiner Angabe bewiesen und mit Bestimmtheit erklärt, man habe ihn dupirt und die Vorgestellte sei eine falsche Gallmeyer gewesen. Diese Behauptung verwandelte die Milch der frommen Denkart bei dem dicken Hausherrn in Galle, er eilte zu der gewohnten Abendgesellschaft, die nichts Arges in der Sache sah und ihm die ganze Wahrheit mittheilte. Er aber verstand lei-

nen Spaß, sondern schwor N. blutige Rache und reichte eine Klage wegen Betrugs gegen denselben ein. Der Gerichtshof wies jedoch diese Anklage zurück, der Hausbesitzer mußte demnach seine forstianischen Gelüste bekämpfen und es sich noch tüchtig Geld kosten lassen, da die Tischgesellschaft erzürnt über ihn war und sich nur dadurch versöhnen und dazu bewegen ließ, ihn wieder an ihren Tisch anzunehmen, daß er Alle gehörrig regalirte, wobei es sich besonders Friedrich N. herrlich munden ließ. — F.

(Eine sparsame Schauspielerin.) Man thut den Schauspielerinnen wohl Unrecht, wenn man sie durchgängig für Verschwenderinnen hält; es giebt doch noch Manche darunter, die mit ihrer Gage äußerst sparsam umgehen. So gestand neulich eine hübsche kleine Schauspielerin vom Palaisroyal, welche ein eigenes Hotel bewohnt und eine ganze Schaar betreffter Bediente kommandirt, einem Bekannten, daß sie nicht mehr als 50 Francs monatlich an Gage beziehe, also 600 Francs (160 Thaler) im Jahre.

„Und was fangen Sie mit dem vielen Gelde an?“

„O, ich bin sehr ökonomisch, ich lasse es im Schrank,“ antwortete das muntere Kind, „und da mein Engagement drei Jahre zu dauern hat, so werde ich eine mächtige Summe zusammenbekommen, die ich dann auf einmal angreife, um mir — eine Robe dafür zu kaufen. — F.

(Wie man um eine Erbschaft kommen kann.) Man erzählt sich jetzt bei Gelegenheit der verschiedenen Geschichten von Erbschaften und Testamenten, die sich in letzter Zeit ereignet haben, auch eine solche, die vor ganz kurzem in England gespielt hat. Im Jahre 1834 befand sich Sir James Graham, erster Lord der Admiralität oder Marineminister, wie man bei uns sagen würde, in Zwistigkeiten mit den übrigen Mitgliedern des Cabinets über irgend eine politische Frage, obwohl dieselben sonst seine besten Freunde waren. Sir James Graham wollte um keinen Preis nachgeben und legte deshalb lieber seine Stellung nieder, so sehr sein Herz auch daran hing. Er brachte damit seiner Ueberzeugung ein großes Opfer und diese Resignation rührte das Herz eines Mr. George Blamire in Cumberland, der ihm darum außerordentliche Bewunderung schenkte, was um so lobenswerther war, als sonst Sir James Graham und Mr. George Blamire durchaus nicht von demselben politischen Beassteal zehrten.

Trotzdem war der ehrenwerthe Gentleman so ergriffen von dem loyalen und würdevollen Benehmen Sir James', daß er sofort sein Testament machte und dem Ex-Minister alle seine beweglichen und unbeweglichen Güter vermachte, deren Werth ungefähr eine halbe Million Thaler betrug.

Vor einigen Monaten starb Mr. George Blamire und sein Testament wurde eröffnet. Es war kein späterer Zusatz vorhanden, und doch erhielt Sir James Graham nichts von den ihm zugedachten Reichthümern, da er so thöricht gewesen war, bereits im October 1861 mit Tode abzugehen, so daß das Vermächtniß natürlich null und nichtig war und den Verwandten des Erblassers anheimfiel.

Dies war freilich Pech für Sir James Graham, aber desto mehr Glück für die Erben des Mr. Blamire. — F.

(Theure Einkäufe.) Obwohl die großen Magazine in Paris schon darum bekannt sind, daß man dort Alles theuer bezahlen muß, kann man doch noch weit schneller um sein Geld kommen, wenn man auf die Idee kommt, etwas in einem der Wohlthätigkeitsbazars zu kaufen, wie sie alljährlich von der vornehmen Damenwelt in Paris zu Gunsten der Armen abgehalten werden. Da stehen die schönsten und edelsten Damen in den Buden und halten feil was man nur wünschen kann: Schuhe, Buchbinderarbeiten, Gewaaren und dergleichen. Sie machen meist brillante Geschäfte, so kam z. B. zu einer schönen Schuhhändlerin ein reicher Fremder und fragte nach dem Preise von einem Paar Pantoffeln. Die Dame nannte einen sehr hohen Preis, der Käufer aber erbot sich, wenn sie ihm das Paar Schuhe verkaufen wolle, welches sie selbst eben an habe, so wolle er 6000 Francs dafür geben, worauf sich die Verkäuferin sofort blühte, die Schuhe auszog, dem Herrn überreichte und die Summe dafür einstrich. Ein ähnlicher Weihnachtsbazar fand vor dem Christfest auf der Sophieninsel in Prag statt, wo ein reicher Damenstolz aus den Reihen des hohen Adels und der vornehmen Beamten- und Bürgerkreise zum Besten der Armen feil hielt und etwas Erlesenes zusammenbrachte, da der Zulauf der Menge ungeheuer war. Da handelte eine Gräfin Clam-Gallas mit Zündhölzchen, eine Gräfin Kinsky mit Meeresschaumpfeifen und eine Gräfin Lobkowitz stand am Büffet und verkaufte Würstel, deren sie nicht genug austheilen konnte, da Jeder sich herbeidrängte, um zum ersten Male in seinem Leben ein Paar Würstel aus der Hand einer Fürstin zu empfangen. Die hochgeborenen Verkäuferinnen verstehen ihr Fach aber auch gehörrig und als zum Beispiel ein junger Herr sich einer Pfefferkuchenbude näherte, um sich bei der schönen Comtesse C. einen Pfefferkuchenreiter zu kaufen, gedachte er sich sehr nobel zu zeigen, da er nicht nach dem Preise fragte, sondern eine Zehnguldennote hinlegte in der Erwartung, wie viel er herausbekommen werde. Die junge Gräfin schob aber ganz ruhig die Banknote in die Kasse und entgegnete dem Herrn mit ihrem süßesten Lächeln: „bei mir wird nicht gewechselt,“ so daß der glückliche Eigenthümer des Reiters ziemlich verblüfft mit seinem theuren Andenken fortging, während alle Umstehenden ihn noch austachten. Der erste Tag des Bazars brachte allein einen Reinertrag von 2000 Gulden. — F.

„Der Verfluchte“ (Le Maudit) heißt ein neuer Roman (deutsch bei Steinacker in Leipzig, 3 Bände), der in Frankreich, Belgien und Italien das allergrößte Aufsehen macht und auch in Deutschland bereits vielfach gesucht wird, weil er neben einer höchst ergreifenden dramatischen Handlung mehrere der brennendsten Fragen der Gegenwart in der anziehendsten Weise berührt. Eine kleine Stelle daraus siehe hier:

Wenn ein Fremder Rom besucht und den prächtigen kreisrunden Platz mit den hohen Portiken vor der St. Peterskirche aufmerksam betrachtet, so vermuthet er nicht, daß diese großartige Säulenreihe einen düsteren Stadttheil mit schlechten Hän-

fern und krummen kaum gepflasterten Gäßchen verdeckt. Wenn man nach dem Vatican sich zu Wagen begiebt, fährt der Kutscher durch die beste dieser Gassen, die sich an der linken Seite der runden Säulenreihe hinzieht, dann zwischen den hohen Wänden eines kleinen campo santo, gleich dem in Pisa von Erde aus dem heiligen Lande, und einem großen Gebäude hin, dessen schwarz verräucherte Außenseite kleine Fenster hat, in welches nie die Sonne scheint und das man für ein Bußhaus, ein Gefängniß oder ein Hospital für Aussägige zu halten geneigt ist. Es ist etwas von allem dem, — das Haus des heiligen Gerichts.

Als die Revolution in Rom ausbrach und die Republik unter Triumvirn erklärt war, stürzte das Volk nach dem Gebäude hin, einem Gegenstande des Schreckens. Es war eine zweite Bastillen-Einnahme. Das Volk verlangte nicht die Niederreißung der Engelsburg, die ein riesenhaftes Bauwerk des alten Roms ist. Es schonte die Reste der Päpste und zog aus, um die Kerker der Inquisition zu zertrümmern.

Es fand wenige Gefangene darin; in einem der Kerker aber lag ein Leichnam, lange schon, vergessen entweder ober, was man nicht zu glauben wagt, weil ein Mensch zum Hungertode verurtheilt war.

Dieser vergessene Leichnam ist ohne Zweifel etwas Gräßliches, aber kein einzeln stehendes Factum. Seit Pius IX. regiert, hatte sich die Strenge der Inquisition sehr gemildert, aber den Muth, dies verhaßte Gericht ganz zu unterdrücken, fand er auch nicht.

Wohl Jedermann hat die haarsträubenden Beschreibungen der Kerker della Santa Inquisizione gelesen, wie sie das römische Volk im Jahre 1848 fand: angeleitet oder am Boden liegende Gerippe; Körper, bis an die Achseln in Roth eingegraben — die entsetzlichste aller Strafen; Säle voll Folterwerkzeuge; Kerker in den Schleißen, in denen sonst unglückliche Opfer, halb in Schlamm versunken, das nöthige Brod erhielten, damit ihr Leben und sonach ihre Leiden verlängert würden, und zahllose andere gleich schauerliche Einzelheiten.

Einige der Verfasser solcher Schilderungen fragen, warum das Volk jenes fluchwürdige Haus nicht ganz der Erde gleich gemacht habe. Wir beklagen das nicht; im Gegentheil, wir wünschen, es wäre alles genau so geblieben wie es war, die Gerippe, die Folterwerkzeuge und der hundert Kläster lange Hof, in dem man im Geheimen verbrannte, da man es nicht öffentlich mehr thun durfte. Wir wünschen sehr, es wäre alles dies geblieben als eine Art schauerlichen Museums, in dem sich nachweisen ließe, wie weit der Fanatismus Jahrhunderte lang gegangen ist und wie er noch sein könnte, wenn ein exaltirter Mönch den päpstlichen Stuhl bestiege; denn, es muß ausgesprochen werden, die Mönche haben die Mißbräuche und die Verbrechen in die Kirche gebracht. Das Mönchthum gehört nicht zum Wesen der Kirche, es ist nur zufällig in ihr, zu ihrem Schaden. Das Mönchthum hat alle Ausschreitungen der religiösen Unbuddsamkeit veranlaßt. Wenn man aufmerksam in der

Geschichte sucht, kann man sich leicht überzeugen, daß die Weltgeistlichen in den unglücklichen Zeiten der blutigen Verfolgungen keine andere Schuld trifft als daß sie sich durch die Mönche fortreißen ließen und ihre Rechte zu leicht aufgaben. Wenn der Papst Pius V. gesagt hat, die Milde bestehe in der unbarmherzigen Strafe der Keyer, so erklärt sich dies dadurch, daß Pius V., bevor er Papst wurde, Mönch und zwar Mönch des Dominikaner-Ordens war, jenes schrecklichen Ordens, dem die Inquisition anvertraut war. Wenn Pius IX. sich so äußerst duldzaam zeigt, wenn die Milde seines Charakters ihn von jeder gewaltsamen Maßregel fern hält, so findet es seine Erklärung darin, daß er nie die Mönchskutte trug.

Welche seltsame Wandlung alles Menschlichen! In dem Augenblicke, da der Leser diese Zeilen überblickt, weht die dreifarbigte französische Fahne über der düstern niedern Pforte des heiligen Gerichts. Ein Schilderhäuschen steht an der linken Seite des Einganges und ein Rothhose hält Wache vor der schrecklichen Pforte, die sich sonst nur aufthat, um ein Opfer aufzunehmen.

Ihr Touristen, die Ihr so viele Merkwürdigkeiten in Rom besichtigt, geht auch in die französische Caserne hinter der Säulenteiche des St. Petersplatzes und sucht um die Erlaubniß nach, die Kerker zu besichtigen. Es wird Euch noch Leichengeruch entgegen kommen.

Bei der Restauration Pius IX., nach seiner Rückkehr von Gaëta, ließ die heilige Congregation einen provisorischen Bau mit einigen schmalen und niedrigen Zellen auführen, weil sie hoffte, daß sie nach dem baldigen Abzuge der Franzosen ihren ehemaligen Palast wieder in Besitz nehmen könne. Sie lebt von der magern Hoffnung, welche die Diplomatie den status quo nennt.

Trotz dem provisorischen Zustande, in dem sich die Inquisition befindet, werden alle Formen mit der äußersten Genauigkeit befolgt. Es giebt auch jetzt einen Präfecten des heiligen Gerichts, der ein Cardinal ist; einen Siegelbewahrer des heiligen Gerichts; einen Generalcommissar, der stets ein Dominikaner sein muß; einen Assessor, der ein Prälat und überdies Ober-Kammerherr Sr. Heiligkeit ist; Rätthe des heiligen Gerichts, welche verschiedenen Orden angehören, andere Beamte, kurz Alles ist organisiert wie in der guten alten Zeit und es fehlen nur die Scheiterhaufen zu größerer Ehre Gottes und des heiligen Stuhles. Die heilige Congregation versammelt sich drei Mal wöchentlich: Montags im Palaste des heiligen Gerichts, wo sich der Pater General-Commissar und die Rätthe befinden; Mittwochs im Kloster Santa Maria sopra Minerva der Dominikaner und Donnerstags vor dem Papste „wegen Sachen der Inquisition und Keyerei,“ wozu sich auch Cardinäle einfinden, mehr oder weniger, je nachdem sie von Sr. Heiligkeit dazu beordert werden, nebst einer guten Anzahl Prälaten und Theologen aus verschiedenen Orden, die alle Rätthe des heiligen Gerichts heißen.